

Bav. 2469

Bl. 1

Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1866. Band I.

München.

Druck von F. Straub (Wittelsbacherplatz 3).

1866.

In Commission bei G. Franz.

530

Oeffentliche Sitzung der k. Akademie der Wissen-
schaften
zur Erinnerung des 107. Stiftungstages
am 28. März 1866.

Die drei Herren Classen-Secretäre lasen folgende Nekrologe:

1) Herr Müller, als Secretär der philos.-philol. Classe:

Friedrich Rückert,

der dem Herzen der deutschen Nation so theure Dichter, hatte ausser dem holden Geschenk der Musen von der Natur eine ausserordentliche Befähigung für philologische Studien empfangen, welche er zunächst dazu verwendete, die grössten Dichter-Geister des Orients dem Sinne und Geiste der Deutschen näher zu bringen. Es ist unnöthig, vor einem gebildeten Publikum die von ihm übertragenen Werke einzeln aufzuzählen und auszuführen, welche Bereicherung an Formen, Vorstellungen und Ideen der deutsche Gedankenkreis durch diese Arbeiten erfahren hat. Die titanischen Lieder der altarabischen Helden, das bewegte Leben eines geistreichen Abentheurers der Chalifenzeit, das Epos und Liebeslied der Perser und Indier, die philosophisch mystischen Effusionen eines Djelaluddin sind durch ihn unser Eigenthum geworden, in einer wundervollen Sprache, deren Reichthum in seiner ganzen Fülle erst durch Rückert vollständig geoffenbart zu sein scheint. Ausser dem ästhetischen Genusse, den seine

Arbeiten darbieten, gewinnen sie noch einen höheren Werth für die Wissenschaft, indem sie ein ächtes Bild der verschiedenen geistigen Strömungen des Orients aufrollen und also gleichsam einen practischen Curs der Literatur eines bedeutenden Theils der Menschheit unsern geistigen Augen vorüberführen. Selbst jene Fälle, wo der Deutsche vergeblich strebt den arabischen, persischen oder indischen Gedanken congruent auszudrücken, sind von höchster Wichtigkeit, indem gerade in ihnen sich die specifische Differenz der verschiedenen Volksgeister enthüllt und somit einen wichtigen Beitrag zur Aufhellung einer Völkerpsychologie und der Racen des menschlichen Geistes giebt. Es ist selbstverständlich, dass Rückert zu seinen Uebertragungen der schwierigsten Stoffe nicht befähigt gewesen wäre, wenn er sich nicht tiefer, umfangreicher und genauer philologischer Kenntnisse hätte rühmen können. Aber er hat von diesen auf dem rein gelehrten Feld auch explicite Proben hinterlassen, so unter andern höchst gelehrte und scharfsinnige Noten zu persischen Dichtern, besonders zu Firdosi, dann zu den altpersischen Religionsdenkmälern, vor allem aber eine vollständige Encyclopädie der Disciplinen der persischen Philologie, nach dem Vorgange des Haft Qulzum, eine Arbeit, die damals, als sie erschien, unsern Rückert als ersten Meister seines Faches bethätigte, und bis heute noch nicht übertroffen ist.

Ferdinand Wolf.

In Ferdinand Wolf haben wir einen der hervorragendsten Kenner und Durchforscher der romanischen Literatur verloren. Er gieng von Anfängen aus, die zwar sehr be-

scheiden in der Form waren, aber durch gediegene Kenntnisse und feine Lichtblicke sich auszeichneten, durch welche er bald auf so glückliche Standpunkte gelangte, dass er stufenweise, aber mächtig mehr als ein Gebiet literär-historischer Thätigkeit befruchtete und die gelehrten Anschauungen hierüber reformirte und bereicherte. Sein Geist war beinahe allen Zweigen der Poesie der romanischen Völker zugewandt und hat über die meisten derselben ernstliche Studien gepflogen, als deren Resultat er der gelehrten Welt meisterhafte Betrachtungen und Darstellungen vorlegte; aber vor allen andern hat ihn der spanische Genius angesprochen, dessen Hervorbringungen in den mannigfachsten Richtungen in ihm einen kundigen und tief eingehenden Beurtheiler fanden. Die höchste Palme errang er in der Behandlung der von dem nationalsten Geiste durchhauchten älteren historischen Gedichte. In einer Zeit, wo in Spanien selbst die Romanzen, in Folge eines Abfalles des Volksgeistes von sich selbst, einer unverdienten Missachtung unterlagen, hat der feine Geist des deutschen Herders die hohe poetische Bedeutung derselben herausgeföhlt. Ferdinand Wolf, selbst dichterisch begabt und gebildet, unterwarf sie einer sorgfältigen historischen und literarischen Prüfung, und die von ihm entwickelten Ergebnisse dürfen als finale betrachtet werden. Wenn auch diese Arbeiten seinem Sinne am congenialsten zu sein scheinen, so darf man doch die andern, die verschiedensten Punkte der spanischen Literaturgeschichte aufhellenden Werke nicht unterschätzen, die sich alle durch begeisterte Liebe zum Gegenstande, durch Gediegenheit und Fülle neuer Gedanken auszeichnen. Ebenso weisen, durch dieselben glänzenden Eigenschaften, seine Untersuchungen über altfranzösische, altportugisische und brasilianische Literatur ihm unbestritten einen Rang unter den ersten Forschern an.

2) Herr von Martius, als Secretär der math.-phys. Classe:

Man hört oft, dass den Gelehrten ein höheres Lebensalter beschieden sey, als vielen andern Sterblichen. Und allerdings sind sie dafür begünstigt durch die Versenkung in eine Geistesthätigkeit voll stiller Genüsse, durch die Entäusserung von so mancher Leidenschaft, welche an der Wurzel der leiblichen Existenz nagt, durch die Odemzüge im Aether der Wahrheit und durch die Schule maassvoller Beschränkung in geistigen und leiblichen Dingen.

Wie aber auch so manche Gelehrte einem frühen Schicksal verfallen, mahnt uns der Verlust Albert Oppel's, der als ausserordentliches Mitglied und als Conservator der paläontologischen Sammlung unserm engsten Kreise angehört hat, und der eines Correspondenten, fern, jenseits des atlantischen Oceans, George Philipps Bond's, Directors der Sternwarte am Harvard College zu Cambridge bei Boston. Beide sind in den ersten Jahren männlicher Blüthe der Wissenschaft entrissen worden.

Albert Oppel¹⁾,

am 19. Dezember 1831 zu Hohenheim geboren, Sohn des k. württembergischen Regierungsrathes von Oppel, der damals an der dortigen landwirthschaftlichen Akademie lehrte, ist am 22. Dezember vorigen Jahres einem nervösen Fieber erlegen. Auf dem Obergymnasium und der polytechnischen Schule zu Stuttgart gründlich vorbereitet, von 1851 bis

1) S. dessen Nekrolog von seinem Jugendfreunde Ferd. v. Hochstetter in der Allg. A. Zeitung, Beil. v. 31. Jan. u. 1. Febr. 1866.

1854 durch einen der grössten Männer des Faches, Quenstedt, zu Tübingen in Mineralogie und Geognosie glänzend unterrichtet, während der zwei folgenden Jahre auf Reisen in Frankreich, England, der Schweiz und mehreren Gegenden Deutschlands durch fleissige Naturbeobachtung und durch den Umgang mit den ersten Kennern der Geologie und Paläontologie zu einer seltenen Gründlichkeit in diesen Fächern durchgebildet, trat er alsbald (i. J. 1856—58) mit einem Werke, die »Juraformation Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschlands«, hervor, das als ein wesentlicher Fortschritt in der noch jungen Doctrin begrüsst wurde, ja Erstaunen erregte. König Wilhelm von Württemberg belohnte es mit der grossen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Von jener Zeit an hat Oppel jedes Jahr seines so kurzen Lebens mit einer rühmlichen That als Schriftsteller, als kritischer Beobachter und Sammler, oder als sorgfältiger Verwalter des ihm anvertrauten, Dank der erleuchteten Fürsorge der k. bayer. Regierung, grossartig vermehrten paläontologischen Cabinetes bezeichnet.

Oppel war ein scharf beobachtender, streng unterscheidender, klar verständiger, von Phantasie unbeirrter Naturforscher. Er beschränkte sich selbst auf die Paläontographie als auf den wesentlichsten Factor der Stratigraphie oder Schichtenkunde. Nur schüchtern bekannte er sich, fremd jeder Speculation, zu allgemeinen Ansichten und Grundsätzen. Er war Specialist, und in dieser Begabung systematisirte er, ebenso eifrig als sorgfältig, zumal diejenigen Thiergestalten, welche uns in den Schichten der jurassischen Formationen aufbehalten sind. Scharfsinnig fasste er die specifischen Merkmale auf, um die Arten zu kennzeichnen, umsichtig charakterisirte und gruppirte er nach den sogenannten Leit-Arten die verschiedenen Schichten jener so weit verbreiteten Gebirgsbildung. Er betrachtete das rich-

tige Verständniss dieses an organischen Resten so überaus reichen Gebietes wie den sichersten Schlüssel zur Enträthselung früherer und späterer Schöpfungs-Perioden. Der jurassischen Welt sein wissenschaftliches Leben zu weihen, war sein Vorsatz.

Der Paläontologe als Systematiker hat eine Aufgabe, die sich von denen des Zoologen und Botanikers gar oft in einem wesentlichen Punkte unterscheidet. Um die Fragen von der Dignität der Gattungen und von der Begrenzung der Art zu lösen, vermag er die Erforschung der inneren Structur-Verhältnisse nur in geringem Maasse zu Hilfe zu rufen, die der Weichtheile, des Geschlechtes und der Entwicklungsgeschichte der fossilen Thiere ist ihm nicht gestattet. Er ist lediglich auf die Gestalt der Reste von Thieren, und wo die Pflanzen keine inneren Structurverhältnisse erkennen lassen, auch von diesen angewiesen. Gleichsam wie todte Krystalle liegen diese Reste vor ihm; analog dem Krystallographen hat er geometrische Probleme zu beantworten, Probleme einer organischen Geometrie. Nur aus der Vergleichung sehr zahlreicher Individuen, die sich gemäss verschiedener Grössenverhältnisse als Reihen von Alters- (oder Geschlechts-?) Stadien darstellen, kann er den specifischen Typus feststellen, lernt er abwägen, welche Gestaltungs-Stufen in der Art bis zu deren höchster Entwicklung zu durchlaufen sind, welche Gestalten diesem Ardentypus mit Recht zuzuzählen, welche davon auszuschliessen seyen. Erst nach Abschluss dieser mühsamen Untersuchung darf er wagen, die Frage zu erörtern, ob eine gegebene Gestalt als Ardentypus für eine gewisse Gebirgsformation oder für einzelne Glieder derselben bezeichnend sey oder nicht, ob sie ausser dieser Formation auch andern angehöre oder nicht.

Solche Erwägungen mussten den nüchternen Opper im Verfolge seiner jurassischen Studien zur grössten Behutsam-

keit auffordern, und er hat diese Tugend des Forschers bewährt. Das weitausgedehnte vielarmige Meer über einer mächtigen Fläche des jetzigen Mitteleuropa's, aus dem sich die Juragebirge nach und nach niedergeschlagen haben, war in ungeheurerer Vielzahl von kleinen Thieren bevölkert, deren Reste mit dem Schlamme der Fluthen verkittet mächtige Gebirge aufgebaut haben. Es waren Corallen, Moospolypen (Bryozoa), Foraminiferen, oft winzige, ja mikroskopische Gestalten. Es wimmelte von den verschiedensten Formen der Brachiopoden, Cephalopoden (Sepien-artige Thiere) und Foraminiferen, die sich neben den, auch der Jetztwelt häufig angehörenden Muscheln, neben Fischen und Krebsen, zwischen mächtigen Corallen-Inseln umhertrieben. Auf die versteinerten Reste dieser wunderlichen in der Jetztwelt nicht mehr lebenden Geschöpfe, auf die Terebrateln, die Belemniten, die Ammoniten, welche so gross wie ein Wagenrad und so klein wie eine Erbse uns in den Schichten vieler Gebirgsarten begegnen, und auf die zahllosen Geschlechter der Schnecken und Muscheln richtete Oppel seinen kritischen Blick. Die Frucht²⁾ seiner rastlosen und

2) Hatte man früher die deutschen, französischen und englischen Localsysteme eines Quenstedt, d'Orbigny, Marcou Philipps u. A. nur nach ihren grösseren Schichtengruppen zu parallelisiren gewagt, so zeigte nun Oppel, dass die Glieder gleichen Alters in den verschiedenen Gegenden, so sehr sie auch in ihrer petrographischen Beschaffenheit von einander abweichen, paläontologisch immer wieder durch bestimmte Arten charakterisirt seyen, und dass, je schärfer die Species getrennt werden, desto genauer auch die Schichten eingetheilt werden können. Er zerlegte die Juraformation nach Leitfossilien in ihre einzelnen Elemente und stellte ein Idealprofil von 36 Zonen auf, welche durch eine Anzahl für jede Zone constanter Species markirt werden. Auf Grund identischer Ammonitenspecies wurde der Beweis für den Synchronismus der Schichten geführt, und an der Hand dieser charakteristischen Zonenspecies sollte es

scharfsinnigen Vergleichen war eine genauere Trennung und Charakteristik der einzelnen durch jene Thierreste bezeichneten Schichten und Schichtengruppen in dem gesammten Systeme der Juraformation. Die weitere Ausbildung dieser schon in seinem ersten, bereits angeführten Werke gegebenen Ansichten und Lehren konnten wir von dem tüchtigen Forscher erwarten, dessen so frühes Ende wir nun beklagen. Das Schicksal hatte ihn an die Spitze einer der grössten paläontologischen Sammlungen gestellt, in welcher alle Versteinerungen des Jura-Gebietes reichlich vertreten sind. Er durfte sich als den Träger aller wissenschaftlichen Thatsachen betrachten, die aus diesen Archivalien der Natur zu erheben sind; dazu galt er bei seinen Fachgenossen als der erste Kenner der Jurapetrefacten. Mehrere talentvolle und fleissige Schüler, die er nicht sowohl durch einen ruhigen, fast monotonen, Katheder-Vortrag, als im persönlichen Verkehr durch einen wohlgeleiteten Umgang mit der Natur gebildet, haben bereits an der weiteren Erforschung dieses merkwürdigen Gebietes thätigen Antheil genommen. Die ihm anvertraute paläontologische Sammlung, sorgfältig und in wissenschaftlichem Geiste von ihm aufgestellt, steht jetzt da als ein Monument seines umsichtigen Fleisses und einer mit Enthusiasmus sich ausbreitenden literarischen Betriebsamkeit; aber auch in späterer Zeit wird die geognostische Be-

möglich werden, jeden einzelnen Horizont der Juraformation auch in der entferntesten Gegend wieder zu finden. Erst auf diese Zonen wurde dann die allgemeinere Betrachtung und Vergleichung der localen Systeme gegründet. Das war d'Orbigny'scher Geist und d'Orbignys'che Methode. Opper war aus dem Quenstedt'schen Lager übergegangen auf die Seite des heftigsten Gegners, in das Lager des berühmten Vorkämpfers der französischen Schule, welcher für jede Schicht ihre eigenen specifischen Fossilien statuirte, die durch besondere Schöpfungsakte in's Leben gerufen und am Ende jeder Periode durch Ereignisse vernichtet worden. Hochstetter a. a. O.

schreibung des Königreichs Bayern, wie sie ein ihm befreundetes Mitglied unserer Akademie, organisch zusammengefasst und gegliedert, ihrer Vollendung entgegenführt, die Verdienste des gediegenen Forschers noch glänzender zu beleuchten Gelegenheit haben. Oppel hinterlässt in unserem Kreise das Andenken an einen einfachen, bescheidenen, harmlosen Collegen, an einen liebenswürdigen Charakter.

Schriften von Albert Oppel:

1. Der mittlere Lias Schwabens. 1853. Stuttgart. Ebner u. Seubert. 8°.
2. Die Juraformation Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschlands. 1856—58. Stuttg. Ebner u. Seubert. 8°.
3. Paläontologische Mittheilungen aus dem Museum des k. bayer. Staates. Text und Atlas, I. Lieferung 1862. II. Liefer. 1863. Stuttg. Ebner u. Seubert. 8°.

In den Sitzungsberichten der mathem.-naturwissenschaftl. Classe der kais. Akademie der Wiss. zu Wien:

4. Oppel und Suess: über die muthmasslichen Aequivalente der Kössener Schichten in Schwaben. 1856. Bd. 21. p. 535.
5. Oppel: weitere Nachweise der Kössener Schichten in Schwaben und in Luxemburg. 1857. Bd. 26. p. 7.

In den württembergischen naturwissenschaftlichen Jahresheften:

7. Neuere Untersuchungen über die Zone der *Avicula contorta* 1859. Jahrg. XVI. p. 315.
8. Die Arten der Gattungen *Glyphea* und *Pseudoglyphea*. 1860. Jahrg. XVII. p. 108.

9. Ueber die weissen und rothen Kalke von Vils in Tirol. 1860. Jahrg. XVII. p. 129.
10. Die Arten der Gattungen Eryma, Pseudastacus, Magiola und Etallonia. 1861. Jahrg. XVII. p. 355.

In Bronn's Jahrbuch:

11. Briefliche Mittheilungen über Kreideversteinerungen aus den Umgebungen von Vils in Tirol. 1861. p. 674.
12. Ueber das Alter der Hierlatz-Schichten. 1862. p. 59.

In der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft:

13. Ueber die Brachiopoden des untern Lias. 1861. p. 529.
14. Ueber das Vorkommen von jurassischen Posidonomyen-Gesteinen in den Alpen. 1863. p. 188.

George Philipps Bond,

den wir im Sommer 1863 als einen jungen, enthusiastischen Forscher am Sternenhimmel, wie es schien in blühender Gesundheit, zu München gesehen hatten, ist, kaum älter als Opperl, am 17. Februar 1865 an der Schwindsucht gestorben. Erst vor sechs Jahren war er seinem Vater William Cranch Bond, der sich durch eine Arbeit über Stern-Bedeckungen und Eklipsen³⁾ bekannt gemacht hat, in der Leitung des Observatoriums am Harvard College zu Cambridge gefolgt. Seine Thätigkeit war vorzüglich auf die

³⁾ Occultations and Eclipses observed at Dorchester and Cambridge, Massachusetts, 1846.

Beobachtung von Nebulae und Sternhaufen, von mehreren Asteroiden (deren einer, die Clytie, durch H. P. Tuttle auf jener Sternwarte entdeckt worden), ferner auf zahlreiche Zonenbeobachtungen gerichtet, die 1400 neue Sterne registrierten. Er hat uns aber auch sehr werthvolle photometrische Messungen über Himmelskörper, und namentlich eine ausgezeichnete Darstellung der Erscheinung des grossen Donati'schen Kometen von 1858 hinterlassen. Ein astronomisches Prachtwerk über diesen Kometen durch die Liberalität mehrerer Privaten ermöglicht, weist dem jugendlichen Forscher einen ehrenvollen Platz in der Literatur an. Die Aufseher von Harvard-College geben Bond das in wenig Worten beredete Zeugniß: sein kurzes Leben sey eine Zierde gewesen für die sittliche Welt, ein glänzendes Licht für die wissenschaftliche. ⁴⁾

Karl von Raumer ⁵⁾.

Früher schon als Opper und Bond geboren worden, im Jahr 1812, hat die Akademie denselben zu ihrem Correspondenten gewählt. Er ist am 9. April 1783 zu Wörlitz im Dessauischen geboren und am 2. Juni 1865 zu Erlangen, zweiundachtzig Jahre alt, gestorben. In dem reichen, vielwendigen Leben dieses Mannes leuchten stätig und harmonisch zwei Flammen: ein frommer christlicher Bekenntnisseifer und eine tapfere Vaterlandsliebe.

4) „They can freely say, that his short life was an ornament to the moral, and a shining light to the scientific world“. Report of the Committee of the Overseers of Harvard College. Boston 1865. p. 9.

5) Vergl. Zum Gedächtniss Karl von Raumer von Dr. A. v. Scheuerl. In der Allg. Zeit. von Augsburg, Juli 1865 und vermehrt Erlangen 1865.

Diese Flammen, genährt aus dem Marke seines Herzens, haben seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit durchdrungen und erwärmt. Die Flammen brechen hervor, wenn er die Methodik der Gebirgsforschung oder des Schulunterrichts in der Naturgeschichte zeichnet, — ja sogar wenn er die Granite des Riesengebirges oder die Gebirge Niederschlesiens beschreibt und sich dabei in wissenschaftlichen Gegensatz mit seinem hochverehrten Lehrer, den grossen Werner setzt, — oder wenn er ein ABC-Buch der Krystallkunde verfasst.⁶⁾ Raumer war einer der Ersten, die das Turnwesen »als eine Schule der Leibesertödtung und Leibesbelebung, der Reinigung und Sinnenausbildung« empfohlen. Und dieselbe fromme, philanthropische, patriotische Stimmung beherrscht seine in vielen Auflagen wirksam gewordenen geographischen Schriften, die Beschreibung der Erdoberfläche, das Lehrbuch der allgemeinen Geographie, die Schilderung Palästinas. Diese Stimmung durchweht sein grösstes und erfolgreichstes Werk, die Geschichte der Pädagogik (4 Bde. von 1837—1861 3. Aufl.). Bewegt von solchen Gefühlen hat er geistliche Lieder, alte und neue Kinderlieder gesammelt, hat er die Confessiones S. Augustini erläutert und oftmals mit seinen Schülern Baco's Organon gelesen, um sie aus dem Helldunkel der dialektisch-scholastischen Weltweisheit und dem Empirismus der englischen Schule auf eine höchste Beruhigung im Christenthum hinzuleiten.

Fürwahr, Karl v. Raumer's Leben ist ein reiches geistiges Leben. So erschien denn auch seine Persönlichkeit als eine seltene, hochbegabte, bedeutende; sie würde als eine gebietende, imposante erschienen seyn, hätte er dem

6) Man vergl. z. B. die „Bruchstücke“ in den vermischten Schriften II. S. 126. ff.

Gewichte seiner Ueberzeugung die volle Wucht einer ruhigen, gelassenen Gedanken-Entwicklung ertheilt. Aber Karl v. Raumer war bei aller selbstbewussten ethischen Kraft, bei aller wissenschaftlichen Sicherheit beherrscht von einer liebenswürdigen Bescheidenheit; und der schwächliche, leicht erregbare Mann sprach desultorisch und aphoristisch; er betonte selbst das, was bei ihm fest stand nur leicht, heiter, ja scherzhaft; er legte die goldenen Saamenkörner seines Wissens nicht in sorgfältig gezogene Furchen der Geister, sondern warf sie unregelmässig aus, unbekümmert um das Schicksal einzelner Gedanken, aber voll Vertrauen in den endlichen Sieg der Wahrheit. Diesen Triumph der Wahrheit aber hielt er in den Naturwissenschaften bei vielen Problemen für problematisch, im Grossen und Ganzen noch incommensurabel weit entfernt. Darum erstrebte er die Verwerthung gewonnener Wahrheiten zunächst auf dem ethischen Gebiete. Hierin der Grund, warum Er, der mit Specialforschungen in der Natur in der »erstgeborenen Welt der Steine« begonnen, nach und nach immer mehr zu literarischen Aufgaben von allgemeinerem Charakter, zu humanistischen Studien herüber kam. Er forderte vor Allem Reinheit der Seele. Wenn die Eigenschaften der Schriftzüge den Charakter symbolisiren, so zeichnete er diese Reinheit selbst in seinen, mit beispielloser Sorgfalt und Zierlichkeit ausgeführten Manuscripten.

Nur wenige Menschen begegnen uns, die gleich mächtig als es bei der Raumer der Fall war, den Eindruck hervorbringen, dass das Tiefste und Höchste ihres Geistes nicht von ihnen, dass es höherer Abkunft, ein Allgemeineres, ideal Menschliches sey. In jedem bevorzugten Geiste waltet etwas Mystisches. Daher auch die Gewalt eines Propheten, welche Karl v. Raumer über Schüler ausübte, die fähig waren, des Propheten Stimme zu hören und die, wie er es verlangte, dem zu Erlernenden mit Andacht gegenübertraten.

Raumer war ein geistiger Turner. „Frisch, frei, fröhlich, fromm“, so wollte er, wie Jahn, sein deutsches Volk. In diesem Sinne an der Erziehung der Nation mit zu arbeiten, war ihm Gewissenssache. „Die traurige Zeit seit 1806, so sagt er selbst⁷⁾, hatte mich krampfhaft ergriffen. In Paris (1809) steigerte sich diese Stimmung unter den übermüthigen Verächtern des deutschen Vaterlandes. Aber hier war es auch, wo mir zuerst eine Hoffnung aufging. — Ich las Pestalozzi und das, was Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation über Erziehung und Pestalozzi sagt. Der Gedanke, es müsse ein junges besseres Deutschland auf den Trümmern des alten emporwachsen, ergriff mich mächtig.“

So gieng denn Raumer zu Pestalozzi, um zu lernen, wie er ein Lehrer seines Volkes werden könnte. Und für seine Lehrkunst, die er gern nicht durch fortlaufenden Kathedervortrag, sondern gesprächsweise bethätigt hat, suchte er sich aus der Geschichte die edelsten Muster heraus. So entstand auch seine Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen classischer Studien bis auf unsere Zeit. Sie ist eigentlich eine Gemälde-Gallerie jener Männer, welche er für die zur Erziehung der Menschheit von der Vorsehung vorzugsweise bestellten Geister hielt.

Seit 1811 Bergrath und Professor zu Breslau verliess er 1813, nachdem König Friedrich Wilhelm „an sein Volk“ gerufen hatte, Frau und Kind, um sich zur Landwehr zu stellen. Man nahm ihn, als des Gebirges durch viele Wanderungen kundig, in's Hauptquartier. Als Adjutant Gneisenau's zog er mit, in manche Schlacht, bis nach Paris und zu den grossen Waffenfabriken von Lüttich, aus denen er die verbündeten Heere zu versorgen beauftragt ward. „Nach der Schlacht von Leipzig,“ so erzählt er selbst⁸⁾, „bei

7) Vermischte Schriften II. 25.

8) Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814. S. 51.

Markt Ranstädt, da suchte ich mir eine einsame Stelle im Walde, um meinen Thränen freien Lauf zu lassen, und von ganzem Herzen Gott für den Segen unserer Waffen und für die Befreiung meines geliebten Vaterlandes zu danken.“ Der Befreiungskampf schmückte ihn mit dem eisernen Kreuze. Bald aber hatte er auch ein anderes Kreuz zu tragen: das Kreuz des Misstrauens und der Bergwohnung, welcher nach den Karlsbader Beschlüssen und nach der Aufhebung der deutschen Burschenschaft auch andere patriotische Jugendlehrer, wie Jahn und Arndt, in noch höherem Grade als er verfallen sind. Auf sein Verlangen erhielt Karl v. Raumer einen ehrenvollen Abschied aus seiner Professur zu Halle. Er siedelte sich in Nürnberg an, theilnehmend an dem Privaterziehungs-Institut von Heinr. Dittmar; nachdem aber im Jahre 1827 v. Schubert von Erlangen nach München berufen worden, erhielt er dessen Professur der allgemeinen Naturgeschichte und der Mineralogie. In ihr hat er, so lange dem Greise körperliche Kraft blieb, mit dem angeborenen Eifer als Schriftsteller, als Lehrer und Berater der Jugend gewirkt.

Karl v. Raumer, der jüngere Bruder Friedrichs, des berühmten Historikers, hat seines Lebens Geschichte in der bunten Reihe zahlreicher Schriften niedergelegt. In naiver Durchsichtigkeit lässt er erkennen, wie Menschen, Ereignisse und die tiefsten Stimmungen seiner harmonischen Natur ihn gewendet, gerichtet, gefördert haben. Darum möchten wir das Studium seiner Werke in ihrer solidarischen Individualität allen Jenen empfehlen, welche in dem Geistesgang eines bevorzugten Menschen eine Schule wahrnehmen für den Lebensgang zu Heiterkeit und innerer Befriedigung. Das heilige Land und was sich dort zugetragen bewegt ihn mächtig, und so oft wir des patriotischen Mannes Geschichte bedenken, ist es uns, als vernähmen wir Klänge aus jenen

Hymnen, die einst durch die Wipfel der Palmen rauschten
über den Gräbern der Maccabäer.

Schriften Karl von Raumer's:

- Geognostische Fragmente. Nürnberg 1811.
 Der Granit des Riesengebirges. Mit 1 Karte. Berlin 1813.
 Geognostische Versuche von Moritz v. Engelhard und K.
 v. Raumer. Mit einer Karte, einer illuminirten und einer
 schwarzen Steintafel. Berlin, Realschulbuchh. 1815. 8.
 Geognostische Umriss von Frankreich, Grossbritannien, einem
 Theil Deutschlands und Italiens. Von Moritz von En-
 gelhardt und K. v. Raumer. Berlin 1816. 4.
 Ueber die Breslauer Turnstreitigkeiten von W. v. Schmer-
 ling und C. v. Raumer. Breslau 1818.
 Das Gebirge Niederschlesiens, der Grafschaft Glatz und
 eines Theils von Böhmen und der Oberlausitz. Mit
 Karten. Berlin 1819.
 Vermischte Schriften. I. Berlin 1819. II. 1822.
 Versuch eines ABC-Buchs der Krystallkunde. I. Th. Berlin
 1820.
 Nachträge zu dem ABC-Buche der Krystallkunde. Berl. 1821.
 Netze zu Krystall-Modellen, gezeichnet und beschrieben von
 R. Wakkernagel. Mit einer Vorrede von K. v. Raumer.
 Berlin 1821.
 Ueber den Unterricht in der Naturkunde auf Schulen. Ber-
 lin 1823.
 Unpartheiisches Gutachten über das neue Berliner Gesang-
 buch. Leipzig 1830 (ohne Nennung des Verfassers).
 Sammlung geistlicher Lieder. Basel 1831 (ohne Nennung
 des Verfassers).
 Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Leipzig 1832. Dritte
 Auflage. 1848.

Beschreibung der Erdoberfläche. Leipzig 1832. Sechste Auflage 1865.

Palästina. Leipzig 1835. Vierte Auflage. 1860.

Der Zug der Israeliten nach Canaan. Leipz. 1837.

Kreuzzüge. Stuttg. I. 1840. II. 1864.

Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufleben klassischer Studien bis auf unsere Zeit. Stuttg. I. II. 1843. III. 1847. Dritte Aufl. 1857. IV. 1854. (Auch unter dem Titel: Die deutschen Universitäten. Dritte Aufl. 1861.)

Beiträge zur biblischen Geographie. (Beilage zu des Verfassers Palästina.) Leipzig 1843.

Erinnerungen aus den Jahren 1813 u. 1814. Stuttg. 1850.

Alte und neue Kirchenlieder. Mit Bildern und Singweisen (in Verbindung mit Erz. Gr. v. Poggi). Leipzig 1852.

Die Erziehung der Mädchen. Stuttgart 1853. Zweite Auflage. 1857.

Sancti Augustini confessionum libri tredecim. Auf Grundlage der Oxforder Edition herausgegeben und erläutert. Stuttgart 1856.

Ueber eine elektrische Erscheinung, in Schweigers Journ. XXXVII. 1823.

Von seinem Sohne ward nach seinem Ableben herausgegeben: Karl v. Raumers Leben von ihm selbst erzählt. Stuttg. 1866.

Karl v. Raumer war ein Mann individueller humanistischer Zwecke; der Physiker

Andreas Freiher von Baumgartner

war ein Mann allgemeiner staatlicher Mittel. Geboren zu Friedberg in Böhmen am 28. Nov. 1793, seit 1833 unser

College, ist er am 30. Juli zu Wien gestorben. Als Professor der Physik zu Olmütz, dann der Physik und Mathematik zu Wien begann er (1817) eine gelehrte Laufbahn, ausgezeichnet durch selbstständige Forschungen im Gebiete der Aräometrie, der Optik, über Elektrizität und Magnetismus, und durch eine seltene popularisirende Lehrgabe auf dem Katheder wie in klaren Lehrbüchern. Dann ist er durch mehrere Zweige der montanistischen, industriellen und commerciellen Verwaltung auf die höchsten Staffeln des Staatsdienstes in einem grossen Reiche emporgestiegen. Er war zweimal Minister, und ist als wirklicher Geheimerath, lebenslänglicher Reichsrath und Präsident der kaiserl. Akademie d. W. zu Wien gestorben. Von dieser gelehrten Körperschaft erwarten wir voll collegialer Theilnahme die genaue Schilderung seiner grossen Verdienste als Gelehrter und Staatsmann.

Johann Franz Encke,

der berühmte Astronom, Mitglied und Secretär der k. preussisch. Akad. d. W. zu Berlin, ist einem längeren Gehirnleiden, das ihn gezwungen hatte, sich von den Geschäften nach Spandau zurück zu ziehen, daselbst am 26. August 1865 erlegen. Er war zu Hamburg am 23. September 1791 geboren und gehörte unserer Akademie seit 1852 an. Man kann in der Astronomie kaum Ein Gebiet bezeichnen, in welchem nicht Encke in Theorie und Praxis Grosses geleistet hätte. Ein Mitglied unserer Akademie, Hr. Prof. Seidel, der sich in dankbarer Verehrung gerne Encke's persönlichen Schüler nennt, wird dem hochverdienten Forscher und Lehrer noch ein Lorbeerblatt auf's Grab legen. 9)

9) Die Worte zu Encke's Gedächtniss sind den Ehrenerwähnungen durch den Classensecretär angefügt.

In Johann Franz Encke, auswärtigem Mitgliede unserer Akademie seit 1852, verstorben am 26. August 1865, hat die Wissenschaft eines der noch ragenden Häupter aus der grossen Schule von Astronomen verloren, welche in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts unter dem Vorgang von Gauss und von Bessel, unterstützt durch die Fortschritte der Optik und Mechanik, aber noch mehr gewaffnet durch die consequente Anwendung mathematischer Theorie, die Kunst exacter Beobachtung und ihrer richtigen Verwerthung, nicht allein für die Sternkunde, sondern für die messende Wissenschaft überhaupt, um einen gewaltigen Schritt vorwärts geführt und auf unwandelbaren Prinzipien für immer befestigt hat. Eine nicht geringe Anzahl von Astronomen der jüngeren Generation, diesseits und jenseits des Weltmeeres, verehrt in Encke noch persönlich den Meister, dessen Unterweisung sie eingeführt hat; denn gerade ihn befähigte umfassende Sachkenntniss, die Gabe geordneter Darstellung und das edle Wohlwollen, das in seiner Natur lag, zum Lehrer in ausgezeichnetem Grade.

Johann Franz Encke war geboren zu Hamburg, als Sohn eines Predigers der Jakobi-Kirche, am 23. September 1791. Nach Absolvirung des dortigen Gymnasiums bezog er 1811 die Universität Göttingen, um ein Schüler von Gauss zu werden. Mit welcher Liebe er dort der Wissenschaft sich hingab, beweisen am besten seine späteren Publikationen, darunter einige unmittelbar an Vorträge von Gauss sich anknüpfen: dennoch unterbrach Encke diese Studien im Frühjahr 1813, um in den Reihen der hanseatischen Legion für die Sache des Vaterlandes und die Vertheidigung seiner schwer bedrängten Vaterstadt als Kämpfer mit einzutreten. Auch nachdem Hamburg vom Feinde genommen war, blieb er, jetzt in Mecklenburg, bei der Artillerie

jener Legion; 1814 auf die Universität zurückgekehrt, wurde er noch einmal durch den Krieg von 1815 abgerufen. Er trat diesmal in das preussische Heer ein, nahm aber im März 1816 nach gesichertem Frieden den Abschied als *Seconde-Lieutenant* der Artillerie. Von da an gehörte seine öffentliche Wirksamkeit ausschliesslich der Wissenschaft an. Bereits im Juli 1816 wurde er durch Herrn von Lindenau für die Sternwarte Seeberg bei Gotha gewonnen: vom *Adjuncten* stieg er in wenigen Jahren zum Direktor dieser Anstalt, bis er 1825, schon durch seine wissenschaftlichen Leistungen mit Ruhm geschmückt, nach Berlin gerufen wurde als Nachfolger Bode's.

Da die Einrichtung der alten thurmartigen Sternwarte der Akademie den vorgeschrittenen Anforderungen nicht mehr entsprechen konnte, so wurde bald Encke die Aufgabe zu Theil, die Anlage und Einrichtung der neuen zu leiten, die durch ihn zu einer Muster-Anstalt geworden ist. Auch ein anderes Erbstück von seinem verdienten Vorgänger, die Herausgabe des „*Berliner astronomischen Jahrbuches*“, übernahm er in der Weise, dass er an die Stelle veralteter Daten mit umsichtiger Kritik jederzeit die bewährtesten setzte, neuen Entdeckungen am Himmel stets folgte, und so diese deutschen Ephemeriden durch Vollständigkeit und Genauigkeit des Inhaltes zum ersten Rang unter ähnlichen Unternehmungen erhob. Zugleich wusste er für das Jahrbuch den Wegfall der astronomischen Correspondenz (die jetzt bequemere Wege der Mittheilung hatte) durch seine gediegenen wissenschaftlichen Original-Abhandlungen zu ersetzen.

Die lange und fruchtbare Thätigkeit zu verfolgen, welche Encke in Berlin als Vorstand der Sternwarte, als einer der beständigen Sekretäre der Akademie, und als Professor der Universität geübt hat, oder auch nur die Reihe werthvoller Arbeiten aufzuzählen, durch welche er ebenso unermüdlich als erfolgreich für die Förderung der Wissenschaft eingriff,

kann hier nicht der Ort sein. Von der Bestimmung der Bahnen der entfernten Doppelsterne bis herab zu der Ortsbestimmung der Krater unseres nächsten Begleiters, des Mondes, und zu den Problemen der Nautik, welcher die Beobachtung der Gestirne den Weg durch das pfadlose Meer zeigt, weist die Himmelskunde wenige Gebiete auf, in welchen nicht Encke um die Ausbildung der Theorie oder um die Messung selbst sich verdient gemacht hätte.

Seinen Ruhm auch unter Nichtgelehrten zu verbreiten, trugen vor Allem seine Untersuchungen über den Lauf des Kometen kurzer Umlaufszeit bei, welchen er selbst nach einem der zufälligen Entdecker beharrlich den Pons'schen benannte, während er sonst bei uns Erdenbewohnern den Namen des „Encke'schen“ trägt. Encke wies nemlich nach, dass dieser damals von Pons am 26. November 1818 erblickte Komet derselbe wiederkehrende Körper sei, welchen man, ohne die Periodicität seines Laufes zu erkennen, schon in zwei früheren Erscheinungen beobachtet hatte. Bisher gewohnt, bei den Kometen sehr lange Umläufe vorauszusetzen, erhielt man dadurch das erste und überraschende Beispiel eines solchen, der in Einem Menschenalter oftmals um die Sonne geht (er braucht dazu nur etwa 40 Monate) und sich ihrem Planeten-Gefolge eng anschliesst, da er in allen Punkten seiner Bahn innerhalb derjenigen des Jupiter bleibt. Seine regelmässige Wiederkehr wurde seitdem fortgesetzt gemäss der Rechnung constatirt; ihre genaue Verfolgung und Vergleichung mit der Theorie hat in Encke's Händen neben dem Interesse, welches sie an und für sich hat, noch in doppelter Rücksicht Wichtigkeit für die „Mechanik des Himmels“ gewonnen. Sie wurde von ihm benützt zu einer besseren Bestimmung der Masse des Planeten Merkur, dem der Komet unter Umständen nahe genug kommt, um eine in den Beobachtungen hervortretende Anziehung von ihm zu erleiden, — und sie deutete durch die

nachgewiesene langsame Verkürzung der Umlaufszeit auf die Wirkung irgend einer durch die Newton'sche Gravitation nicht vorgesehenen Kraft hin, welche der Richtung der Bewegung entgegen wirkt. Die plausibelste Erklärung hat Encke selbst in der Annahme aufgestellt, dass die leichte Materie des Kometen in der Bewegung einen Widerstand erleide von einem den Weltraum erfüllenden Medium, dem Aether, dessen Existenz zu postuliren wir ohnediess genöthigt sind, um die Fortpflanzung des Lichts der Gestirne zu erklären. Es würde schwer sein, zu beweisen, dass keine andere Erklärung möglich ist, und desshalb hat Encke die Voraussetzung des widerstehenden Fluidums selbst als hypothetisch bezeichnet: seine Rechnungen, nach dieser Hypothese geführt, haben aber jederzeit die genaueste Uebereinstimmung mit der wirklichen Erscheinung gezeigt.

Da die Astronomie unter den beobachtenden Wissenschaften diejenige ist, welche seit der längsten Zeit und unter allen am meisten auf mathematischen Fundamenten basiert ist, und die deshalb am wenigsten der mathematischen Hilfsmittel entbehren kann, so müssen die Arbeiten eines tiefgehenden Astronomen nothwendig vielfach Fragen aufnehmen, die auch innerhalb der reinen Mathematik von Interesse sind, oder deren Lösung zugleich anderen Theilen der angewandten Wissenschaft zu Gute kommt. In der ersten Richtung hat Encke sich besonders durch seine schöne Arbeit über die numerische Auflösung algebraischer Gleichungen verdient gemacht, namentlich in Betreff der imaginären Wurzelpaare, in der andern sind ausser den Untersuchungen, die zur „Mechanik des Himmels“ und der Theorie der Störungen gehören, besonders noch die dioptrischen anzuführen. Charakteristisch erscheint mir in allen seinen theoretischen Aufsätzen die stete Rücksicht auf die Anforderungen der wirklichen Anwendung. Selbst genau vertraut mit beiden Seiten der Wissenschaft, wusste er überall beide

in enger Verbindung zu halten, und die Theorie war für ihn erst dann fertig, wenn auch die Technik ihrer Anwendung vollkommen durchdacht und in Ordnung gebracht war. Schwerlich hat es einen grösseren Meister als Encke gerade auf diesem verhältnissmässig vernachlässigten und doch so wichtigen Felde gegeben, — vielleicht ausgenommen den einzigen Gauss, der wenig hieher Einschlagendes publicirt hat. Die Sorgfalt Encke's, durchaus den Algorithmus der Rechnung in die passendste Form zu bringen, und auch weitläufigen Zahlenarbeiten die grösste Durchsichtigkeit zu erhalten, war übrigens sicher nicht blos von der Rücksicht auf Zeitersparniss bei der Anwendung diktirt: der Sinn für Ordnung und Klarheit, das Streben nach gediegener Vollen- dung, sprach sich hierin wie in seiner ganzen Weise aus.

Leider waren die letzten Lebensjahre des edlen Meisters durch schwere Erkrankung getrübt, die ihn im Herbst 1863 veranlasste, sich von allen seinen Aemtern zurückzu- ziehen. — Die Anerkennung der Zeitgenossen hatte seine ruhm- reiche Thätigkeit begleitet: die Anerkennung der Nachwelt knüpft sich für immer an seinen Namen.

John Lindley,

Professor der Botanik an der Universität zu London, seit 1840 corresp. Mitglied unserer Akademie, ist am 1. Nov. 1865 derselben traurigen Krankheit wie Encke zum Opfer gefallen.

Er war am 5. Februar 1799 zu Catton in Norfolk ge- boren, Sohn eines kleinen Handelsgärtners. Aus eigener Kraft hat er sich zu einem der grössten Botaniker Eng- lands ausgebildet. Dort hatte Rob. Brown die Wissenschaft

vertieft, und ihr neue Fährten eröffnet, die wir noch gegenwärtig weiter verfolgen. Rob. Brown schrieb Werke zum Meditiren und Nachforschen. Will. Jackson Hooker veröffentlichte in zahlreichen Bänden eine ausserordentliche Menge von Pflanzenbeschreibungen und Abbildungen; es sind Bücher zum Nachschlagen und Vergleichen. Lindley endlich, der Dritte im Bunde, schrieb viele gute Bücher zum Lesen und Lernen. Er popularisirte die Wissenschaft in mehreren Hand- und Lehrbüchern, die deutsche, französische, russische und ungarische Uebersetzungen, in Nordamerika neue Auflagen und Zusätze erfahren haben. Er war enthusiastisch bemüht, anstatt des künstlichen Linne'schen Systems, welches in England tief gewurzelt war, die Principien der s. g. natürlichen Methode zur Geltung zu bringen. Seine Einleitung in das natürliche System der Botanik und deren Erweiterung, sein Vegetable Kingdom sind höchst verdienstliche Schriften, sie enthalten viele eigenthümliche, aus vielseitiger Naturanschauung abgeleitete Ansichten, klare Schilderungen und einen Reichthum literarischer Nachweisungen. Lindley liess sich besonders auch die Hebung der praktischen Gartenkunst durch die Wissenschaft sehr angelegen sein. Als Secretär der grossen, in ihren Wirkungen weit ausgedehnten Londoner Gartenbau-Gesellschaft und (seit 1841) als Gründer und Hauptarbeiter des *Gardener's Chronicle* hat er einen Einfluss auf die Entwicklung der Horticulturn genommen, der wohl ohne Beispiel ist. Sein treffliches Buch „*Theorie des Gartenbaues*“ wurde zweimal in's Deutsche übersetzt, einmal durch unsern verst. Collegen Chr. L. Treviranus. Endlich hat er auch zugleich mit Hutton drei Bände über die fossilen Pflanzen Grossbritanniens ausgeführt, und als Monograph der Rosen, der Gattung *Digitalis* und der Familie der Orchideen hat er Leistungen hinterlassen, auf welche die Wissenschaft immer mit Anerkennung zurückblicken wird. Dass die Orchideen, diese durch Gestalt,

Farbe, oft auch durch Wohlgeruch ausgezeichneten Gewächse, eine Filigran-Arbeit der Natur, nun aus allen Ländern der Erde in Europa zusammenströmen, um als Lieblinge der feineren Gartencultur gepflegt zu werden, ist zumal Lindley's Werk. Schon im Jahre 1846 schätzte er die Zahl dieser merkwürdigen Gewächse auf 3000 und er hatte damals von ihnen 394 Gattungen aufgestellt, während Linné hundert Jahre früher neun Gattungen zählte. So wächst die Wissenschaft, mit ihr die Aufgabe der Epigonen, aber auch die Mahnung zur Dankbarkeit gegen die, welche vor uns gewirkt haben.

3) Herr v. Döllinger, als Secretär der historischen Classe:

Die historische Classe hat im verflossenen Jahre drei auswärtige Mitglieder verloren:

Mitte Mai 1865 starb

Peter Franz De Ram,

geboren zu Löwen 1804, ward er in Mecheln für den geistlichen Stand gebildet. Seine Jugend fiel in die Zeit jener Reibungen und Kämpfe, welche der Losreissung Belgiens von Nordniederland vorangingen, und sein aufstrebender Geist konnte nicht unberührt von ihnen bleiben. Er hatte schon früher schriftstellerisch thätig zu sein begonnen, anfänglich mehr als Herausgeber denn als Autor; eine Gesellschaft war unter seiner Mitwirkung zu Stande gekommen, welche der Flamändisch redenden Bevölkerung gute Bücher in ihrer Sprache zugänglich zu machen beabsichtigte. Denn die französische Literatur hat in Belgien alles überfluthet, und als

man jetzt, was von vlämisch geschriebenen Büchern aufzufinden war, musterte, da zeigte sich erst zum Schrecken der patriotisch gesinnten Volksfreunde, dass die vlämische Sprache fast aufgehört hatte, Schriftsprache zu sein; die reiche ältere Literatur des 15. Jahrhunderts war aus dem Gebrauche und selbst aus der Erinnerung der Menschen verschwunden, und der ganze literarische Vorrath beschränkte sich auf einige Katechismen und Andachtsbücher. Die Bestrebungen der Gesellschaft, diesem schwer empfundenen Uebelstande zu begegnen, waren wohlgemeint, aber von geringem Erfolge; die Revolution von 1830, welche die Verbindung mit den nördlichen Provinzen zerriss, und die vlämische Bevölkerung dem übermächtigen Einflusse der wallonischen vollständig gallisirten Provinzen schutzlos überlieferte, war im Grunde ein Sieg des romanischen Elements über das germanische. Die unteren Klassen in Flandern und selbst in Brabant halten zähe an ihrer Muttersprache, aber die Gebildeten lesen eben nur Französisches, und ohne die lebendige Theilnahme der Gebildeten kann auch eine Volksliteratur weder zu Stande kommen, noch wenn sie vorhanden ist, sich halten.

Gleich nach der Revolution von 1830 rief einer der ersten belgischen Staatsmänner, der Minister Nothomb, seiner Nation zu ¹⁾: „Um eine intelligente Macht zu sein, braucht Belgien nicht eine ihm eigne Sprache zu besitzen: es adoptire offen die französische Sprache, das universalste Werkzeug des menschlichen Gedankens“. Die Mahnung ist seitdem nur zu sehr befolgt worden. Sprache ist dort zugleich auch Cultur, Denk- und Sinnesweise, die Sprache ist mächtiger als Blut- und Stammesverwandtschaft, stärker als Sitte und altererbte Einrichtung. Die Versuche der holländischen

1) Essai historique et politique sur la revolution Belge, ed. 3. p. 439.

Regierung, die Herrschaft der französischen Sprache aufzuhalten, zu brechen, erweckten von Anbeginn eine starke Reaktion; sie dienten, die Regierung anzuklagen, in Verruf zu bringen, und mit der Katastrophe von 1830 ergoss sich der Strom französischer Sprache und Ideen um so breiter und ungehemmter über das Land. Und so geschieht es, dass Belgien sich immer mehr von Deutschland abwendet, sich romanisirt, bis der Moment kommt, in dem es heissen wird: Halb zog er es, halb sank es hin.

Und doch gehören nur etwa drei Achtel der Bevölkerung dem wallonischen, den Franzosen sprachlich und ethnologisch verwandten, Stamme an; fünf Achtel sind rein germanischen Ursprungs. Aber so sind wir Germanen nun einmal. Auf der Costnitzer Kirchenversammlung versicherten die Deutschen von sich: sie seien die andächtige, geduldige und demüthige Nation. Sehen wir von der Andacht ab, deren Stand bei Deutschen und Belgiern unerörtert bleiben mag, so ist es seitdem nicht anders geworden: geduldig und demüthig weicht die deutsche Sprache und mit ihr deutsche Eigenthümlichkeit zurück vor der französischen in Belgien und im Elsass, vor der italienischen im südlichen Tirol, und vielleicht bald sogar vor der magyarischen in Ungarn, der czechischen in Böhmen.

Unser De Ram hat diess und die Folgen, die es haben wird, wohl gesehen und oft beklagt; er wünschte, dass zwischen Deutschen und Belgiern geistige Verbindungsfäden geknüpft und gepflegt werden möchten, und mit diesem Gedanken kam er zum Jubiläum der Akademie nach München. Und doch musste auch er mit dem Strome schwimmen; alles, was er veröffentlicht, hat er entweder Lateinisch oder Französisch geschrieben.

In lateinischer Sprache schrieb er als Professor am erzbischöfl. Seminar zu Mecheln eine Geschichte der vorchristlichen Philosophie, die jedoch in kirchlichen Kreisen

Anstoss erregte, weil er darin sich von La Mennais' Ansichten über das Verhältniss von Vernunft und Ueberlieferung hatte leiten lassen.

Vor dem Maasse, mit welchem in Deutschland eine derartige Schrift gemessen zu werden pflegt, würde sie freilich in keiner Weise bestehen. Die Geschichte menschlicher Ideen und Systeme war überhaupt nicht das seinen Fähigkeiten angemessene Gebiet; er verliess es bald und für immer.

Als die Revolution des Jahres 1830 ausbrach und die Trennung Belgiens von Nordniederland herbeiführte, lieh der Klerus ihr eine Unterstützung, welche viele Männer dieses Standes seitdem zu bereuen Ursache gefunden haben. Auch der junge De Ram warf sich in diese Bewegung und gab anonym eine der Form nach freilich noch sehr mangelhafte Schrift heraus: *Considerations sur la liberté de l'Eglise*; sie sollte zeigen, wie viel Anlass zu Beschwerden über unbillige Hemmungen die Regierung dem Klerus gegeben, wie viel dieser zu fordern habe. In diesem Sinne redigirte er auch eine zunächst nur compilerische, vorzüglich aus französischen Journalen genährte Zeitschrift: *le nouveau Conservateur Belge*. Er war eben erst Professor der Kirchengeschichte am Seminar zu Mecheln geworden, als die belgischen Bischöfe die Errichtung einer eigenen, blos von ihnen abhängigen sogenannten katholischen Universität beschlossen, und De Ram ohngeachtet seiner Jugend für die Leitung derselben ausersehen wurde. Es sollte also zu den drei schon bestehenden Staats-Universitäten, Lüttich, Gent und Löwen, eine vierte hinzukommen. Der Gedanke dieser Schöpfung wurde gefasst in Folge des von dem Congresse mit 76 gegen 71 Stimmen votirten Beschlusses, dass künftig in Belgien Freiheit des Unterrichts ohne staatliche Oberaufsicht (*sans mesures de surveillance*) bestehen solle. Ein Beschluss, der denn auch consequent die weitere Folge gehabt hat,

dass die Schulpflichtigkeit in Belgien aufgehört hat. Als die Bischöfe im Jahre 1834 ihr zur Betheiligung an der beabsichtigten Stiftung einladendes Circular erliessen, kam es in Brüssel und andern Städten sogar zu Unruhen und öffentlichen Demonstrationen. Indess hatte aber auch die liberale Partei eine freie Universität in Brüssel errichtet, und so kam denn auch die episcopale Universität zu Stande. Sie wurde erst zu Mecheln eröffnet, bald nachher aber, als die Staats-Universität zu Löwen aufgehoben worden war, gelang es ihr, dahin überzusiedeln.

Diese Uebersiedlung nach Löwen und die Persönlichkeit De Ram's, in dessen Hände das Ganze von Anfang an gelegt wurde, sind es hauptsächlich, welche den Erfolg des kühnen und bis dahin beispiellosen Unternehmens gesichert haben. Ihm zunächst gelang der trefflich berechnete Plan, die neue Schöpfung durch die Uebertragung nach Löwen als die Erbin und Nachfolgerin der alten Löwener Hochschule erscheinen zu lassen, sie dadurch gleichsam in den Besitz jener glorreichen Erinnerungen und Traditionen zu setzen, welche jene hinterlassen hatte. Jene alte Hochschule hatte im 16., 17. und noch im 18. Jahrhundert mit ihrem grossartigen Organismus, mit ihren zahlreichen Collegien oder Stiftschulen und Bursen alle damaligen deutschen Universitäten überstrahlt, sie konnte sich Oxford und Cambridge an die Seite stellen; zwei Collegien allein besaßen zusammen Freiplätze für 200 Studierende. Die erste Revolution hatte alle diese Herrlichkeiten zerstört, aber: *stat magni nominis umbra*, und De Ram war bis zu seinem Tode unermüdlich thätig, alles, was sich noch im ganzen Lande an Bildern, Geräthen, Büchern, Urkunden, die der alten Universität gehört hatten, auffinden liess, zusammenzubringen. Er bewahrte so zu sagen sorgfältig jeden Papierstreifen, wenn nur der Name eines ehemaligen Löwener Professors oder Doctors sich darauf befand. In einer Menge kleiner Abhandlungen,

Denkschriften, Gedächtnissreden hat er den Ruhm der alten Brabanter Hochschule gefeiert, das Andenken ihrer Gelehrten und der berühmten Männer, die irgendwie mit ihr in Beziehung gestanden, erneuert. So entstand jene stoffreiche Sammlung der *Analectes pour servir à l'histoire de l'Université de Louvain*, deren Fortsetzung sehr zu wünschen ist.

Als ständiger Rector der neuen Universität und Delegirter der Bischöfe hatte De Ram eine ganz monarchische Gewalt; man hat absichtlich, scheint es, dem Lehrer-Personale jedes corporative Recht und jede Autonomie entzogen. Dass dieser Zustand erträglich gefunden wurde und sich ohne allzu auffallende Nachtheile 30 Jahre lang behaupten konnte, das ist einzig dem Rector selbst, jenem seltenen Vereine persönlicher Vorzüge zuzuschreiben, in deren Lob und Anerkennung nicht nur sämtliche Professoren, sondern ganz Belgien, darf man wohl sagen, einstimmig ist. Ob dieses System auf die Dauer Bestand haben werde, auch unter einem Rector, der etwa nicht die Milde, die imponirende Würde, die Liberalität eines De Ram besässe, das muss sich erst zeigen. Ich will nur erwähnen, dass im Jahre 1856 von den 2017 belgischen Studierenden auf Lüttich 662, auf Gent 294, auf Brüssel 367, auf Löwen 638 kamen, so dass also Löwen an Frequenz die zweite Hochschule war. Neben dieser Thatsache steht freilich auch die andere, dass es jetzt nach 30jährigem Wirken kaum möglich ist, Gelehrte von einiger Bedeutung zu nennen, welche aus der Löwener Schule hervorgegangen wären. Man hat wohl im ersten Anfange deutsche Wissenschaft zu Hilfe gerufen: Männer wie Arendt, die beiden Möller, Vater und Sohn, Windischmann (Medic.) wurden als Professoren angestellt, aber diese sind nun alle weggestorben und nicht mehr ersetzt worden; das deutsche Element ist dort verschwunden. Unter den nicht-deutschen Professoren haben der eben erst verstorbene David und Thonissen durch ihre

Werke über belgische Geschichte, Perin als Nationalöconom, Nève durch eine Fülle kleinerer Schriften und Abhandlungen als Orientalist sich hervorgethan. Im Ganzen aber sind der Schriften, welche von Löwener Professoren oder ihren Zöglingen erschienen, zu wenige, als dass sich aus denselben ein Schluss ziehen liesse auf den dort herrschenden Geist und Grad von Wissenschaftlichkeit. Strenge Beurtheiler möchten vielleicht behaupten, dass sich auch die belgische Literatur überhaupt nur negativ charakterisiren lasse, so nämlich, dass ihre Eigenthümlichkeit bestehe in der Abwesenheit deutscher Gründlichkeit und deutscher Kritik, und in der Abwesenheit französischer Formgewandtheit, Eleganz und Durchsichtigkeit. Indess ist doch nicht zu übersehen, dass Belgien jetzt im Gebiete der eigenen Landesgeschichte eine Reihe sehr tüchtiger, auch höheren Anforderungen entsprechender Leistungen aufzuweisen hat. Und auch in anderen Gebieten wären doch immer einzelne ehrenvolle Ausnahmen namhaft zu machen.

Bekanntlich hat das in seiner Weise lockende Beispiel der gelungenen Löwener Universität einige Männer in Deutschland bewogen, etwas Aehnliches, das heisst eine bloß bischöfliche und jedem Einflusse der Staatsgewalten entzogene Hochschule auch auf deutschem Boden gründen zu wollen. Man möge nur nicht vergessen, dass in Deutschland völlig verschiedene Zustände, eine entgegengesetzte Gesetzgebung besteht, und dass so lange diese nicht von Grund aus geändert wird, der Erfolg eines solchen Unternehmens mehr als zweifelhaft ist. In Belgien ist die Gesetzgebung über den Unterricht, wie die ganze Verfassung, aus einem tiefen Misstrauen gegen die oberste Regierungsgewalt hervorgegangen, und die Entlassung des Unterrichtswesens aus dem Staatsverbande hat dort zu einem argen Verfall der Volksschulen, zu steigender Unwissenheit der niederen Klassen, zur Verschlechterung der Mittelschulen oder Gymnasien und zu einem sich

immer wieder erneuernden, mit grosser Erbitterung verknüpften Kampfe geführt, dessen Ende noch gar nicht abzusehen ist. Ueberdiess würde in Deutschland eine staatsfreie aber kirchlich um so fester gebundene Hochschule schon von vorne herein an einem Hauptgebrehen siechen, nämlich an dem gänzlichen Mangel einer gesicherten Lebensstellung für die Professoren. Jeder Conflict, in welchen der einzelne Lehrer durch seine Vorträge oder Schriften mit den Ansichten der Patrone gerieth — und wie könnten heutzutage solche Conflicte ausbleiben? — würde nothwendig zur Entlassung des Lehrers führen.

Was De Ram's eigne literarische Leistungen betrifft, so war er kein grosser einen weiten Wissenskreis umfassender Gelehrter, es lässt sich kein einziges Buch von nur einigem Werthe von ihm anführen, aber er besass in nicht gewöhnlichem Maasse die Kenntniss der belgischen Geschichte, der kirchlichen, politischen und literarischen, und er war auch hier ein unermüdet fleissiger Sammler und Herausgeber. Die akademischen Publicationen Belgiens enthalten eine Menge von historischen Notizen und kleineren Abhandlungen von seiner Hand. An einer *Belgica sacra* hat er lange gearbeitet. Seine wichtigste historische Leistung war die sorgfältige Ausgabe der für die belgische Geschichte des 15. Jahrhunderts so ausgiebigen Chronik von Dinter, welche Löher in seiner *Jakobäa* näher gewürdigt hat. Hoffentlich wird aus seinem Nachlasse noch manche geschichtliche Perle an's Licht gezogen werden können.

Am 28. November 1865 starb in Hamburg
 Dr. Johann Martin Lappenberg.
 Der Sohn eines Arztes in Hamburg, ward er dort am 30. Juli 1794 geboren. Anfänglich gedachte er dem väterlichen Berufe zu folgen und ging nach Edinburg, wo er medicinischen

und besonders naturwissenschaftlichen Studien sich widmen wollte. Aber der Anblick des grossartigen politischen Lebens im brittischen Reiche brachte auf seinen jugendlich-frischen und empfänglichen Geist Eindrücke hervor, welche ihn bestimmten, den juridischen und geschichtlichen Studien den Vorzug zu geben. Er kehrte nach Deutschland zurück, bezog die Universitäten Berlin und Göttingen, und ward 1816 Doctor Juris. Bald wurde er Geschäftsträger seiner Vaterstadt in Berlin, übernahm aber nach einigen Jahren, seiner Neigung zu geschichtlichen Forschungen folgend, 1823 die Stelle eines Archivars in seiner Vaterstadt. Hätte Lappenberg einem grösseren Staatskörper angehört, er würde wohl bei seinem Reichthum an juristischen, politischen, staatswirthschaftlichen Kenntnissen ohne Mühe eine Professur oder ein einflussreiches Staatsamt erlangt haben, aber dem Bürger von Hamburg erging es wie dem Bürger von Frankfurt. Wie der reichbegabte Böhmer bis zu seinem Tode Bibliothekar der Stadt Frankfurt blieb, so verharrete Lappenberg über vierzig Jahre in der bescheidenen Stellung eines Archivars von Hamburg, wiewohl er allerdings auch von dem Senate seiner Vaterstadt zu mancherlei praktischen Geschäften herbeigezogen ward und an dessen Sitzungen Theil nahm.

Es lag nahe, dass Lappenberg seine erste Liebe als Geschichtsforscher der Hansa zuwandte, jenem grossartigen und einst so mächtigen Verein niederdeutscher Kaufleute und Städte, dessen Geschichte sich über die grössere Hälfte von Europa erstreckte, der, zur herrschenden Macht geworden, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts des gesammten Verkehrs im Norden, auf der Nord- und Ostsee sich be- meistert hatte. Er gab die urkundliche Geschichte des Ursprungs der Hansa, welche Sartorius auf sein früheres grösseres Werk folgen lassen wollte, vermehrt und in wichtigen Punkten ergänzt heraus, und noch im Jahre 1851 erschien

von ihm eine auch für England lehrreiche Geschichte des Stahlhofes, das heisst der hansischen Factorie zu London. Noch in den letzten Jahren übernahm er im Auftrage der hiesigen historischen Commission, deren Mitglied er war, die Leitung einer Ausgabe der hansischen Recesses und eines hansischen Urkundenbuchs. Arbeiten, die nun freilich durch den Tod des Professors Junghans in Kiel unterbrochen oder vereitelt sind.

Lappenberg wandte sich indess bald einer höheren seiner Kräfte würdigeren Aufgabe zu. Er unternahm für die von Heeren und Ukert herausgegebene Sammlung Europäischer Staatengeschichten eine Geschichte Englands zu schreiben. Der deutsche Historiker, dem eine solche Aufgabe zufällt, darf wohl sagen: *sors mihi cecidit in praeclaris*, denn eine anziehendere, lohnendere Aufgabe kann es kaum geben. Kaum irgendwo in der Geschichte seit Christus findet sich eine so harmonische, stetig nach innen wie nach aussen fortschreitende Entwicklung, wie in diesem grossen, in sich einigen, langsam zur Weltmacht emporgewachsenen Inselstaate. Hier hat jede Eroberung, jede Umwälzung nur vorübergehend scheinbar zerstört, im Grunde aber aufgebauet und civilisirt. Hier sind alterthümliche Institutionen nicht plötzlich vernichtet worden, oder allmäliger Verwesung verfallen, sondern sie wurden zu rechter Zeit verbessert, umgebildet, dem veränderten Charakter, den neuen Bedürfnissen des Staates und der Nation angepasst. Kurz die englische Geschichte zeigt uns das Bild eines majestätischen, mitunter über Katarakten wegbrausenden, aber dann wieder ruhig dahingleitenden und stets befruchtenden Stromes. Und dazu kommt noch der Reichthum der besten und sichersten Quellen, wie denn schon im Mittelalter, auch in einer Zeit, in welcher die Geschichtschreibung in Deutschland und Frankreich arg vernachlässigt oder verwildert war, (im 13. Jahrh.) England

eine Fülle vorzüglicher Chronisten und Annalisten aufzuweisen hatte.

In den beiden Bänden, welche 1834 u. 1837 von Lappenberg's englischer Geschichte erschienen, liess er sofort alle deutschen und englischen Vorgänger weit hinter sich zurück. Auch Lingard's Werk, das überhaupt in seiner mittelalterlichen Abtheilung schwach ist, und den erlangten Ruf nicht verdient, konnte neben dem seinigen nicht bestehen. Zum besonderen Verdienste gereicht ihm die Sorgfalt, welche er auf den culturgeschichtlichen und nationalöconomischen Theil verwandte, und die eindringenden Untersuchungen über die alten englischen Chronisten, womit er, einer der ersten nach Stenzel, eine Bahn betrat, welche nunmehr kein wissenschaftlicher Geschichtsforscher mehr verlassen darf.

Leider liess sich Lappenberg zuerst durch die Herausgabe eines Hamburger Urkundenbuches und dann durch einige andre zum Theil amtliche Arbeiten von der Fortsetzung des so vielversprechend begonnenen Werkes abziehen, obgleich auch das Erscheinen einer englischen Uebersetzung ihn zu ermuntern geeignet war; und als im Jahr 1848 der Verlust des einen und die Schwächung des anderen Auges hinzukam, musste er dem Gedanken an Fortführung und Vollendung gänzlich entsagen. Es war indess ein Glück, dass sich ein Mann wie Reinhold Pauli fand, auf dessen Schultern Lappenberg vertrauensvoll die für ihn zu schwer gewordene Last legen konnte. Seitdem sind drei Bände der Fortsetzung erschienen; die ganze frühere Geschichte Englands bis 1509 ist nun vollendet, und Deutschland darf sich rühmen, ein Werk über englische Geschichte zu besitzen, dem an Gründlichkeit, an Vollständigkeit und Wahrhaftigkeit kein englisches sich an die Seite zu stellen vermag, obwohl unter den neueren Bearbeitern der mittelalterlichen Geschichte Englands selbst ein Mann wie Lord Brougham sich findet.

Lappenberg hat uns darnach noch eine werthvolle Frucht seiner brittischen Geschichtskennntniss gewährt, nämlich die im Jahre 1845 in Ersch und Grubers Encyclopädie abgedruckten Abhandlungen über Irland, dessen Geschichte und Statistik, Sprache und Literatur. Sie sind neben den Artikeln Leo's im Janus das Beste, was wir Deutsche über Irland besitzen.

Trotz aller amtlichen und physischen Hindernisse war Lappenbergs literarische Thätigkeit nicht im Abnehmen, vielmehr in einer mit jedem Jahr steigenden Zunahme begriffen. Er bearbeitete eine Reihe deutscher Quellenschriftsteller für die Pertz'schen Monumenta Germaniae, er gab bremische und hamburgische Chroniken heraus, und wenn wir ihn sogar eine hamburgische Buchdrucker-Geschichte verfassen sehen, so macht das freilich einen Eindruck, als ob wir einen an einer Schulbank schnitzelnden Praxiteles vor uns hätten. Aber sein städtisch-patriotischer Sinn war mächtiger in ihm als die Rücksicht auf literarischen Erfolg und Ruhm. Dazu kam denn auch, dass der Zustand seiner Augen ihm in den letzten 6 Jahren strengere und mühsamere Forschung untersagte, und er sich daher grösstentheils dem Geschäfte des Herausgebens zuwandte, und so hat er denn auch die ältere deutsche Literatur durch seine Ausgabe des Eulenspiegel, der niederdeutschen Gedichte des Lauremberg, der Gedichte Flemings bereichert. Das dankbare Hamburg wird noch nach Jahrhunderten das Andenken eines seiner edelsten und gemeinnützigsten Bürger ehren, und Deutschland wird ihm stets einen hohen Rang unter den Geschichtsforschern einräumen.

Am 27. August starb in Gratz, fast 79 Jahre alt, Hofrath

Friedrich v. Hurter.

Geboren 1787 in Schaffhausen war er der Sohn eines eidgenössischen Landvogts in Tessin und Bürgers in Schaffhausen. Das erste Aufdämmern des Bewusstseins in dem Knaben fiel in die Zeit der französischen Schreckensherrschaft, und die Eindrücke, welche die zu Hause vernommenen Schilderungen des Jakobinerthums, die Entrüstung des Vaters, die Thränen der Mutter auf ihn machten, waren tief und unauslöschlich. Zwei Dinge wirkten dann zusammen, um diesen frühesten Eindrücken eine sein ganzes künftiges Leben und Denken beherrschende Gestalt und Färbung zu geben: der Einfluss Karl Ludwig von Haller's und mehr noch der Anblick der im Kanton Schaffhausen thatsächlich vollzogenen Revolution, oder vielmehr der kleinlichen und pedantisch lächerlichen Nachäffung französischer Einrichtungen. Von jener Zeit an, sagt Hurter, habe er sich als entschiedener Feind der Revolution, als Gegner dessen, was von unten herauf durchgesetzt werden will, als warmer Verfechter aller wohlerworbenen Rechte erwiesen, dem das Gefasel von Menschenrechten, welchem zufolge Alle an Allem Theil haben, Alle durch Alle regiert werden sollen, stets zuwider und unbegreiflich gewesen ²⁾).

Gleich seinem berühmten Landsmanne, Johann Müller, studierte Hurter in Göttingen Theologie; aber obgleich er wirklich in den Predigerstand trat, zog doch diese Wissenschaft ihn nicht an, weder damals noch später. Er gesteht, dass er theologische Bücher nicht einmal gelesen habe. Er misst

2) Geburt und Wiedergeburt. I, 83.
[1866. I. 3.]

die Schuld hievon dem in jener Zeit herrschenden Rationalismus bei. Geschichte war und blieb sein Lieblingsfach. Schon als 19jähriger Jüngling schrieb er eine Geschichte des ostgothischen Königs Theodorich, und der natürlich schwache Versuch ward doch von einem Meister, J. Müller, ziemlich günstig beurtheilt. „Ich bin, schrieb dieser seinem Bruder, mit seinem Theodorich weit besser zufrieden, als ich Anfangs dachte, nur der etwas scholastische Anfang und etwas Schwulst an wenigen Stellen (der Jugend natürlich) missfiel mir“³⁾.

Als Landpfarrer im Kanton Schaffhausen gab Hurter in Verbindung mit seinem Bruder ein politisches Blatt conservativer Richtung, den „Schweizer Correspondenten“, heraus, und setzte diese journalistische Thätigkeit zwanzig Jahre lang fort. Doch kehrte er stets wieder zur Geschichte zurück. Schon früh hatte er den Gedanken gefasst, die hohentaufische Zeit darzustellen; Müller, dem er davon geschrieben, hatte ihm, unmittelbar vor seinem Tode, erwiedert: „Die Sie reizende Hohenstauffer Zeit ist reich und sehr gross, würdig ein Leben zu füllen und doch nicht unermesslich. Vortrefflich wenn Sie diese wählen, von 1080 bis 1269“. Worte, die dann Raumer seinem Werke als Motto vorge setzt hat. Der Plan war indess längst von Hurter vergessen, als ein Zufall im Jahre 1814 ihm die Briefsammlung Innocenz' III. in die Hand legte. Das Bild einer blos auf geistiges Ansehen gestützten Weltregierung, welches diese Briefe vor ihm aufrollten, zog ihn, wie er sagt, mächtig an, und so wurde die Geschichte dieses Papstes und seiner Zeit Hauptaufgabe und Lieblingsbeschäftigung für die nächsten zwanzig Jahre seines Lebens. Mitten in diesen Arbeiten war er 1824 in Folge seiner Bewerbung zum zweiten Pre-

3) Werke, VII, 353.

diger in der Stadt erwählt worden. Die Vervielfältigung seiner Berufsgeschäfte und geselligen Beziehungen, welche sich für ihn in Folge dieser Versetzung ergab, gestattete ihm von da an nur nebenbei an seinem grossen Werke zu arbeiten. Endlich konnte es im Jahre 1834 erscheinen in vier starken Bänden. Kaum je noch war ein so kurzer Zeitabschnitt des Mittelalters (17 Jahre: 1198—1216) so ausführlich dargestellt worden. Freilich ist das Werk im Grunde fast eine Geschichte Europa's im Anfange des 13. Jahrhunderts, ein grosses bis in's Einzelne ausgeführtes Gemälde nicht nur der Ereignisse, sondern auch der kirchlichen, politischen, socialen Zustände jener Zeit, und man muss es dem Verfasser zugeben, was er für sich in Anspruch nimmt: dass er mit unermüdlichem Ameiseneifer was immer über den behandelten Gegenstand sich hatte auffinden lassen, zusammengetragen und verarbeitet habe.

Erwägt man Inhalt und Ausführung, so wird die grosse Sensation, es wird das Erstaunen begreiflich, mit welchem das Buch aufgenommen wurde.

Seit Anbeginn der Geschichte hat kein Sterblicher mit einer solchen Machtfülle über mehr als einen Welttheil, fast über die ganze bekannte Welt geherrscht wie dieser Papst, der nur 37 Jahre alt den römischen Stuhl bestieg. In der kurzen Zeit von 17 Jahren war es ihm gelungen, die von Gregor VII. geschaffene aber noch lange nicht erreichte Idee des Papstthums als einer geistlich-weltlichen die ganze Christenheit umspannenden und auf gewisse Ziele hinlenkenden Oberherrschaft zu verwirklichen. Er erhob und stürzte nach Gutdünken Kaiser und Könige; von ihm nahmen sie ihre Kronen zu Lehen. Zeitgenossen meinten nur mit Karl dem Grossen ihn vergleichen zu können. Erst nach einer Reihe schwerer Kämpfe erreichte er sein Ziel, aber aus jedem dieser Kämpfe ging er siegreich hervor, und das verdankte er theils der Gunst der Zeitumstände, theils der eigenen Kraft und Genia-

lität. Ein Schauspiel wie dieses ist der Welt nur einmal gezeigt worden; keinem späteren Papste ist es je wieder so gut geworden; auf dieser schwindelnden Höhe vermochte das Papstthum sich nicht zu behaupten, dafür sorgten die inneren, immer weiter um sich greifenden Gebrechen der Kirche, dafür sorgte auch der Widerstand, der bald von allen Seiten sich erhob.

Hurter hat nun das Walten dieses Papstes mit unverkennbarer Vorliebe und Bewunderung geschildert; es ist nicht nur die persönliche Grösse des Mannes, dieser ausserordentliche Verein von Herrschergaben, den er stets in der günstigsten Beleuchtung erscheinen oder durchschimmern lässt; auch die Principien, nach denen er verfuhr, die Mittel, die er anwandte, kurz das ganze System einer schrankenlosen geistlich-weltlichen Machtvollkommenheit wird als ein normaler und wenigstens für jene Zeit ebenso nothwendiger als vollkommen berechtigter Zustand, als ein mustergiltiges Ideal ächt christlicher Staatsordnung dargestellt. Diess hat ihm denn von der einen Seite vielstimmigen Beifall, reichliches Lob, selbst von päpstlichen Lippen, wie er berichtet, eingetragen, und in kurzer Zeit waren drei Auflagen des grossen Werkes — ein in Deutschland seltener Erfolg — verbreitet. Auf der andern Seite aber wollte man nicht begreifen, wie ein protestantischer Theologe und Prediger ein solches Werk schreiben könne.

Vergleichen wir Hurter's Werk mit der einzigen bis dahin vorhandenen Darstellung jenes Zeitraumes, mit Raumer's Hohenstaufen, so ist nicht zu verkennen, dass die neue Leistung ein bedeutender Fortschritt, eine wesentliche Erweiterung unsrer historischen Erkenntniss war. Hurter drang tiefer ein, beutete den reichen Quellenstoff sorgfältiger, vollständiger aus, wichtige Seiten des damaligen Lebens, besonders des kirchlichen, sind erst von ihm erforscht und dargestellt worden. Raumer selbst hat sich nachher in der

Uebersetzung seines Werkes vielfach auf Hurter gestützt, und mit dessen Hilfe die eigne Darstellung ergänzt und bereichert.

Und gleichwohl muss man sagen: den jetzigen Anforderungen geschichtlicher Forschung entspricht doch auch Hurter's Werk in keiner Weise mehr; es entspricht ihnen nicht, wenn wir auch von der Frage ganz absehen, ob und wie weit Hurter durch Befangenheit sich zu partiischer Färbung, zu berechneten Verschweigungen und Verschönerungen habe verleiten lassen. Allzusehr vermisst man bei ihm die kritische Prüfung seiner Quellen und Belege, das gewissenhafte Abwägen der Aussagen. Auch er macht sich des bedenklichen Fehlers in grossem Umfange schuldig, werthlose spätere Angaben herbeizuziehen, und als ob sie den ächten Quellen ebenbürtige Zeugnisse wären, zu verwerthen. Auch bei ihm werden wohl die fertigen Zustände mit Klarheit dargestellt, aber um so weniger Sorgfalt ist auf den Nachweis verwandt, wie, mit welchen Mitteln, unter welchen Umständen sie so geworden sind.

Es bleibt immer merkwürdig, dass es gerade drei protestantische Theologen sind, denen wir die umfassendste und gründlichste Darstellung jener drei gewaltigen Päpste verdanken, Gregor' VII., Alexander' III., Innocenz' III., der drei Säulen, auf denen der kühne Bau der mittelalterlichen Hierarchie und kirchlichen Weltherrschaft ruht: Gfrörer, Hurter, Reuter. Zwei von diesen haben mit entschiedener Vorliebe für das System und mit offener Bewunderung für dessen Träger geschrieben, der dritte, Reuter, hat, ohne Hass wie ohne Vorliebe, nur den Männern und Richtungen der Zeit gerecht zu werden gestrebt. Alle drei haben in ihren Werken glänzende Früchte beharrlichen Fleisses und tief eindringender Forschung geliefert; aber wie sehr hat Gfrörer der Brauchbarkeit seines Werkes Abbruch gethan durch seine Manier, fast möchte ich sagen durch seine Manie, stets in

seinen Texten zwischen den Zeilen zu lesen, den Thatsachen ergänzend und interpretirend nachzuhelfen, vermeintlich fehlende Glieder in der Kette der Ereignisse mittelst seiner divinirenden Einbildungskraft zu suppliren, und den Handlungen der Personen ganz bestimmte, willkürlich ersonnene Motive unterzulegen. Hurter hat diese Fehler grossentheils vermieden, aber in der Akribie der Forschung, in kritischem Scharfsinn und historischem Blick, sowie in der Kunst der Darstellung wird er von Reuter übertroffen.

Hurter's amtliche Stellung war, obgleich er noch unmittelbar nach dem Erscheinen seines Werkes zum Antistes vorgerückt war, dennoch nachgerade unhaltbar geworden. Die Geschichte Innocenz' III. wurde allgemein als eine historische Apologie nicht sowohl der kath. Kirche als vielmehr jener längst vorübergegangenen hierarchischen Zustände und Pläne betrachtet. Bisher hatte man in katholischen Kreisen jene theils verwirklichte theils erstrebte päpstliche Universalherrschaft über die weltlichen Dinge und über Kaiser und Könige als etwas Zufälliges, als einen zeitweiligen Auswuchs, etwas dem Wesen der Religion Fremdes und eher Schädliches betrachtet. Wenn man auch Gregor VII. hochstellte, so pflegte man doch nur den kirchlichen Reformator, der Zucht und Sitte des Klerus herstellen wollte, in ihm zu bewundern. Aber an den Namen Innocenz' III. knüpfte sich keine bleibende sittlich-religiöse Verbesserung, er wollte ein intensiv und extensiv unermessliches Imperium gründen und befestigen, er war so zu sagen ein siegreicher Eroberer, ein kirchlicher Alexander. So wurde denn Hurter's Werk, obgleich dessen Verfasser protestantischer Geistlicher war, oder vielmehr gerade weil er es war, nicht als eine anspruchlose, blos für die Wissenschaft geltende Leistung, sondern als eine tendenziöse Parteischrift aufgefasst, welche wenn nicht Hoffnungen, so doch Wünsche einer Repristination solcher Zustände zu erregen bestimmt sei. Da ge-

schah denn, dass die eigenen Amtsbrüder sich gegen den Mann erhoben, der sich überdiess zum Vertheidiger der schweizerischen Klöster aufgeworfen hatte. Er legte seine Aemter nieder, lebte drei Jahre als Privatmann, und trat 1844 nach der Rückkehr aus Rom zur katholischen Kirche über. Ein Jahr darauf ward er nach Wien berufen, zum kais. Hofrath und Reichshistoriographen ernannt, mit dem Auftrage, eine Geschichte Ferdinand's II. aktenmässig zu schreiben.

Hiemit begann die zweite Periode seiner historiographischen Thätigkeit, fruchtbarer noch als die erste, denn nicht weniger als 15 Bände nebst einigen kleineren Schriften sind die Frucht derselben. Der Contrast zwischen der früheren Stellung des Historikers und seiner jetzigen war vollständig und äusserlich so günstig als möglich. Hatte er früher in einem schweizerischen Städtchen unter eng begrenzten Verhältnissen, fern von grossen Bibliotheken und beschränkt auf die von seinen Amtsgeschäften übrig bleibenden Stunden gearbeitet, so befand er sich jetzt in dem Mittelpunkt eines grossen Reichs, in der Nähe bedeutender Staatsmänner, umgeben von ausgezeichneten Gelehrten und Forschern, mit völlig freier Musse und Zutritt zu allen Archiven.

Und dennoch, seine späteren Leistungen sind fast in jeder Beziehung sichtlich schwächer als seine früheren; man hat oft Mühe, in dem Geschichtschreiber Ferdinands den Biographen Innocenzens wieder zu erkennen. Wie kam diess? Ich glaube hauptsächlich aus zwei Gründen: einmal lastete der kaiserliche Historiograph schwer, fast wie ein bleierner Mantel auf dem Geiste des Mannes, der bis zu seinem 58. Lebensjahre Bürger einer Republik gewesen. Man darf vielleicht überhaupt sagen, dass ein solcher bestallter und patentirter Historiograph in unseren Tagen ein Anachronismus sei; denn geistige Freiheit, also Abwesenheit beengender Rücksichten und bestechender Motive ist nun einmal die

Lebensluft der Geschichtsforschung. Ich weiss nicht, welche Instructionen oder Winke Hurtern ertheilt wurden; jedenfalls aber hat er den ihm gegebenen Auftrag so aufgefasst, als ob es ihm obliege, die Geschichte jener Zeit zu einer Ehrenrettung des Kaisers Ferdinand II. und der damaligen österreichisch-spanischen Politik zu gestalten. Er sagt es offen in der Vorrede zum 7. Bande: er schreibe „dem österreichischen Kaiserhause zur Verherrlichung, seinen redlichen Anhängern zur Befriedigung, dem üblen Willen, der so lange und so beharrlich sich geltend gemacht, zur Belehrung oder doch zur Beschämung“. Und trotz dieses seines Programms gerieth er in Verwicklung mit der österreichischen, „theils offenkundigen, theils geheimen Censur“, worüber er in der Vorrede zum ersten Bande in etwas dunkler Sprache sich beklagt. Es scheint, dass diess die Ursache war, warum der Druck des Werkes erst nach den Katastrophen von 1848 u. 49, im Jahre 1850, begann.

Ein zweiter Umstand, der sich drückend und lähmend auf den Geist des Mannes legte, war seine pessimistische und verbitterte Stimmung. Die vielfachen Kränkungen und Angriffe, die in dem Decennium von 1835 bis 1845 auf ihn eindrangen, mögen Antheil an dieser Verdüsterung Hurter's gehabt haben.

Man kann das gänzliche Zerfallensein mit der Zeit, in welcher, und den Menschen, unter denen man lebt, nicht stärker aussprechen, als Hurter es gethan hat. Ohngefähr wie der Philosoph Fichte im Jahre 1806 erklärte: seine Zeit stehe in der vollendeten Sündhaftigkeit, so dass in ihr das völlig Nichtige als das allein Wahre erscheine, — so und im Grunde noch stärker lässt Hurter sich vernehmen.

Im Jahre 1845 schreibt er und wiederholt später diesen Gedanken: „Das eigentliche Gepräge unsrer Zeit ist die Lüge; die Lüge ist der Luftkreis, in dem sich dieselbe bewegt, die Lüge ist die Kraft, die ihr Getriebe in Bewegung setzt;

neben dem Dampf ist sie das mächtigste Agens, welches die Staaten lenkt, die Gesetzgebung durchdringt, die Gesellschaft ordnet, die Meinung beherrscht u. s. w.“, denn ich mag die lange in diesem Tone sich fortspinnende Tirade nicht wiederholen ⁴⁾. Man traut kaum seinen Augen, wenn man diese Herzensergüsse eines Mannes liest, der sich eben erst der grössten auf Erden bestehenden Gesellschaft angeschlossen, und zu ihrer tagtäglich von unzähligen Kanzeln frei verkündigten Lehre bekannt hatte; man sollte meinen, er sei bei jenen alten Gnostikern des zweiten christlichen Jahrhunderts in die Schule gegangen, welche die ganze sichtbare Welt für das Reich der Finsterniss und des Bösen, und neun Zehntheile der Menschheit für rettungslos verlorene Hyliker oder Satansgeschöpfe erklärten.

Gerade als gelehrter Historiker musste Hurter doch wissen, dass in unseren Tagen auf diesem Gebiete die Erkenntniss der Wahrheit unvergleichbar leichter, und also auch die Lüge, das heisst die absichtliche Entstellung und Fälschung der Thatsachen viel schwerer und folglich viel seltener geworden ist; er musste wissen, dass es unzählige, auch von ernstern Geschichtsforschern früher vorgetragene Irrthümer giebt, welche zu behaupten jetzt selbst einem Anfänger nicht beifallen würde. In Wahrheit ist die öffentliche literarische Justiz, welche in Deutschland, man darf sagen in Europa, an jedem Frevler gegen historische Wahrheit vollstreckt wird, noch nie so rasch, so unbestechlich und unerbittlich gewesen. Nach wie vor herrscht, wie nicht anders zu erwarten ist, grosse Divergenz in der Beurtheilung der Ereignisse und der Charaktere, aber bezüglich der Thatsachen selbst werden die Abweichungen und Widersprüche immer geringer, und es ist eine beredte Wahrheitsprobe für

4) Geburt und Wiedergeburt I, 286.

die besten der neueren Historiker, dass die Entdeckung neuer Quellen und Urkunden nicht selten ihre Darstellungen eher bestätigt als widerlegt.

Diese Stimmung Hurter's und die Haltung, welche er in Folge derselben einnahm, erklärt manches, was dem entfernt Stehenden auffallen muss. Wien besass und besitzt einen erlesenen Kreis historischer Forscher, mit denen in Verbindung zu treten und gemeinschaftlich zu arbeiten für jeden andern Lust und Freude gewesen wäre. Ich nenne nur Männer wie Karajan, Arneth, Miklosich, Meiller, Birk, Lorenz von Einheimischen, dazu Aschbach, Jäger, früher Chmel und Hammer. Aber Hurter trat, so viel ich weiss, nie in nähere Berührung mit ihnen, man blieb sich wechselseitig fremd, und so ist es auch gekommen, dass er nicht Mitglied der Wiener Akademie geworden ist.

So ist denn Hurter in seinem grossen eilfbändigen Werk fort und fort Anwalt oder Panegyrist, aber auch eben so oft scharfer Ankläger; denn wo nur immer eine Gelegenheit sich bietet, im Texte oder in Noten, macht er Ausfälle auf unsere Zeit, auf die herrschenden Richtungen im staatlichen wie im kirchlichen Leben, und diese finsternen Schatten der Gegenwart dienen ihm wieder, das Lichtbild, welches er von Ferdinands Regentenwirksamkeit entwirft, in hellerer Beleuchtung erscheinen zu lassen. So störend für den Leser diese immer wiederkehrenden und häufig in nichtssagende Gemeinplätze auslaufenden Vorwürfe und Rügen, die er seinen Zeitgenossen hinwirft, auch sind, so breit auch oft seine apologetischen Erörterungen über Ferdinand Massregeln sich ausdehnen, das Werk selbst wird dennoch als eine reichhaltige, grossentheils auf mühsamer archivalischer **Forschung** beruhende Arbeit seinen Werth noch lange behalten. Hurter sagt zwar nicht die ganze Wahrheit, er benützt seine Quellen nicht selten parteiisch, aber er beherrscht ein gewaltiges Material, er ist in seinen Archiven

einheimisch und selten entgeht ihm eine gedruckte Quelle von Bedeutung. Er hat sich, und wohl mit gutem Fuge, gerühmt, dass er für die erste aus 7 Bänden bestehende Abtheilung seines Werkes, welche die Geschichte des Erzherzogs Karl von Innerösterreich und seines Sohnes Ferdinand bis zu dessen Kaiserkrönung bietet, 30,000 Urkunden und Briefe durchgegangen habe. Nur ist auffallend, dass, während er in den früheren Bänden zahlreiche Urkunden als Anhang hat abdrucken lassen, diess bei den letzten, weitaus wichtigeren Bänden, die die Geschichte des 30jährigen Krieges bis zu Ferdinand's II. Tod darstellen, ganz unterblieben ist.

So reiht sich denn Hurter den dynastischen Geschichtschreibern des dreissigjährigen Krieges an, deren wir schon eine beträchtliche Anzahl besitzen. Vom schwedischen Standpunkt aus und zur Verherrlichung ihres Königes und Volkes haben Lundblad, Fryxell und am besten Geijer den grossen Kampf geschildert. Für Sachsen-Weimar hat Röse in seinem Herzog Bernhard geschrieben, für Hessen Justi und Rommel, für Braunschweig Von der Decken in seinem Herzog Georg, für Sachsen Müller in seinem „Johann Georg und sein Hof“, für Brandenburg Droysen, für Oestreich Mailath, dem sich jetzt Hurter mit weit reicherm Material und entschiedener auftretender Parteinahme zugesellt hat. Für Bayern hat Aretin Verdienstliches geleistet, Frankreichs Theilnahme ist von Ranke in dessen französischer Geschichte trefflich beleuchtet worden. Darnach haben Adolf Menzel, Leo, Gfrörer, Barthold diese Geschichte vom nationalen und reichseinheitlichen Standpunkt dargestellt. Aber noch immer hat sich der Geschichtschreiber nicht gefunden, der, nicht auf der Peripherie, sondern im Centrum und zugleich hoch über den Parteien und Nationen stehend, mit der leidenschaftslosen Ruhe, mit der klar schauenden Gerechtigkeit eines seligen Geistes jene für Deutschland so schmerzliche, aber ewig

denkwürdige und lehrreiche Epoche beschriebe. Exoriare aliquis.

Als ergänzende Beibände zu seinem grossen Ferdinanden Werke hat Hurter 1855 und 1858 zwei Werke über Wallensteins Geschichte erscheinen lassen; sie eignen sich durch die Art, wie das reiche und grossentheils neue Material mehr gehäuft, als verarbeitet ist, weniger zu allgemeiner Lectüre, sind aber dem Forscher von hohem Werthe. Tritt der Verfasser im ersten Bande fast immer als Ankläger Wallensteins auf, so ist dagegen in dem zweiten, die vier letzten Jahre des Mannes umfassenden, Buche der Ton etwas milder geworden, und Hurter hat sich genöthigt gesehen, manches in dem früheren Buche gefällte allzu bittere und gehässige Urtheil über den ausserordentlichen Mann, dem doch eine seltene Charaktergrösse nicht abgesprochen werden mag, zurückzunehmen, manche Vorzüge und edleren Eigenschaften ihm zuzugestehen. Dass aber Wallenstein zuletzt dem Kaiser gegenüber doch schuldig geworden, und also sein Schicksal verdient habe, das hält Hurter fest, ja er klammert sich an jeden auch noch so geringfügigen Umstand an, der den Schatten des Verbrechens auf Wallenstein werfen könnte. Dieses Verbrechen aber sei nicht Verrath, wie man gewöhnlich es bezeichne, gewesen, sondern Empörung, Rebellion, da Wallenstein nur nach dem Besitze der böhmischen Krone gestrebt habe. Merkwürdiger Weise muss nun aber Hurter gestehen, dass er in den österreichischen Archiven nichts darauf Bezügliches gefunden habe, wesshalb er denn in diesem ganzen wichtigen Abschnitte sich an Aretin's Darstellung gehalten habe, welche ihrerseits auf die Berichte des bayerischen Gesandten Richel in Wien sich gründet. Dieses Armuthszeugniss, welches Hurter den österreichischen Archiven bezüglich der wichtigen Ereignisse vor dem Tode Wallensteins ausgestellt hat, wird noch auffallender durch die Angabe, dass im Jahre

1846 ein Beamter von der Regierung eigens nach Böhmen mit dem Auftrage gesandt worden sei, die dortigen Privatarchive nach neuen Aufschlüssen über Wallenstein zu durchforschen, und dass die ganze von dort zurückgebrachte Ausbeute ihm, Hurter, vorgelegen habe. Auch hier also fand sich nichts, was zu einem Beweise des dem Herzog zur Last gelegten Verrathes oder Aufruhrs, wie Hurter gesagt haben will, verwendet werden konnte, und doch waren selbst mit eigenhändigen Bemerkungen Wallensteins versehene Briefschaften unter den mitgebrachten Stücken, und ich bekenne, dass gerade Hurter's Beweisführung, seine hastigen Schlüsse aus unzureichenden Prämissen, sein ängstliches Bemühen, den Thatsachen nachzuhelfen und aus einzelnen Indicien eine Kette zusammenzufügen, an der jedoch jeder Ring morsch und gebrechlich ist — dass alles diess einen seiner Absicht entgegengesetzten Eindruck auf mich gemacht hat, so dass ich auch trotz der Autorität zweier ehrenwerther Mitglieder, welche beide in diesem Saale die Wahrheit der gegen den Feldherrn erhobenen Anklagen darzuthun gesucht haben, v. Aretin und Rudhart, gleichwohl noch immer starke Zweifel hege.

Hierauf hielt das correspondirende Mitglied der philosophisch-philolog. Classe, Herr Dr. Emil Schlagintweit, einen Vortrag über

„Die Gottes-Urtheile der Indier“.

Derselbe ist im Verlage der Akademie erschienen.
